

Freunde der Monacensia e.V.
Jahrbuch 2019

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel
und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*
unter www.monacensia.net

Dezember 2019

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2019 Freunde der Monacensia e. V., München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

ISSN 1868-4955

Printed in Europe · ISBN : 978-3-96233-195-5

Waldemar Fromm

Unruhe um den Meister

Karl und Hanna Wolfskehl im Briefwechsel mit Stefan George.
Anlässlich des 150. Geburtstags von Karl Wolfskehl

Karl Wolfskehl gehört angesichts seines einstigen Ruhms zu den heute vernachlässigten Autoren der Münchner Moderne. Mit vielen anderen teilt er das Schicksal, mit dem Exil nach 1933 in Vergessenheit geraten und nur noch im Umfeld der George- oder Exilforschung bekannt geblieben zu sein. Die 2015 erschienene kommentierte Ausgabe des Briefwechsels zwischen Stefan George und den Wolfskehls von Birgit Wägenbaur und Ute Oelmann erlaubt es, den bisher nur in kleineren Auszügen, wie etwa in Karlaufs George-Biografie, mitgeteilten oder ausgewerteten Briefwechsel insgesamt in den Blick zu nehmen und den ideellen Horizont Wolfskehls zu ermessen.¹ Die Herausgeberinnen betonen zu Recht, dass der Band kein neues Bild von George enthalte, der seinen sachlichen und lakonischen, von persönlichen Angelegenheiten weitestgehend befreiten Briefstil auch mit Wolfskehl pflegte. Der Band bietet vielmehr die Möglichkeit, die Dimension der Freundschaft zu ermessen und vor allem Wolfskehl und seine Frau Hanna zu entdecken.

Trotz der gegensätzlichen Persönlichkeiten bestand die Freundschaft über vier Jahrzehnte.² Wolfskehl lernte George 1893 kennen, nachdem Georg Geilfus, ein später Studienfreund, der als »Georg Edward« literarisch tätig war, ihm 1892 die *Hymnen* und *Pilgerfahrten*, damals noch als Privatdruck kursierend, zur Lektüre überlassen hatte. Wolfskehl hatte zu dieser Zeit sein Studium der Germanistik und Geschichte in Gießen mit einer Dissertation über Germanische Werbungssagen bei Otto Bebhagel abgeschlossen. Er übersiedelte nach München und konnte dort

1 »Von Menschen und Mächten.« *Stefan George – Karl und Hanna Wolfskehl. Der Briefwechsel 1892–1933*. Hg. v. Birgit Wägenbaur / Ute Oelmann im Auftrag der Stefan George Stiftung. München 2015. Im Folgenden wird im fortlaufenden Text lediglich mit Angabe der Seitenzahl zitiert.

2 Vgl. Friedrich Voit: *Wolfskehl, Karl*. In: *Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch*. Hg. v. Achim Aurnhammer u.a. Berlin / Boston 2016. Band 3, S. 1765–1771, hier S. 1768.

aufgrund des vermögenden Elternhauses das Leben eines Privatgelehrten führen und nach ersten brieflichen Kontakten George treffen.

Zwischen George und Wolfskehl herrscht im Verständnis der Briefform von Beginn an Einvernehmen. Nicht eben selten wird ein persönliches Gespräch erbeten, weil man Mitteilungen nicht einem Brief anvertrauen mochte. Auch der impulsivere Briefschreiber Wolfskehl beteuert wiederholt, seine Briefe enthielten nichts »von dem Gewichtigeren«, das dem mündlichen Gespräch vorbehalten sei (S. 390). So ist der Briefwechsel vor allem aufschlussreich in Hinsicht auf die Form der Selbstpräsentation und die Rollen und Funktionen, die beide in der Beziehung eingenommen haben.

Ein wichtiges Beispiel für das Selbst- und Fremdverständnis Wolfskehls ist die Verehrung, die er von Beginn an gegenüber George und seiner Lyrik hegt. Der vorliegende Briefwechsel ermöglicht es, die aus öffentlichen Verlautbarungen bekannte Position mit der Innensicht aus den Briefen zu vergleichen. Die für die Öffentlichkeit bestimmte Sicht findet man z.B. in Wolfskehls Beitrag *Priester vom Geiste* aus dem 5. Band der 1. Folge der *Blätter für die Kunst*. Dort stellt Wolfskehl den Mythos der Genese des Dichters dar. Am Anfang steht ein von einer noch unerkannten Aufgabe erfüllter Mensch, der alle Mittel der Selbstgestaltung in sich trägt:

»Wo aber rauchte der brand, in den versinkend du dich gebären konntest? Lange hat man dich gelehrt, du seist tempel zugleich und betet: kein ziel sei so hoch, kein weg so weit – du seiest das ende alles wanderns gleichwie sein anbeginn · du selbst seist das band nach dem deine stirne bange. [...] Ein neues priestertum ist entstanden ein neues reich den gläubigen zu künden. [...] Der pfad zum leben ist gefunden der heilige weg auf dem jeder schritt ist gleichwie triumphgesang.«³

Das Bild ist näher an romantischen Denkfiguren, als es George lieb sein konnte: Ein Ich trifft im Prozess der Entgrenzung auf den eigenen Anfang, den es durch die Entfernung von sich mit Leben erfüllt. Der »Spätromantiker« (Cornelia Blasberg) Wolfskehl spielt hier mit dem Flammenmotiv, ähnlich wie es auch Novalis in den *Lehrlingen zu Sais* einsetzt.⁴

³ Karl Wolfskehl: *Gesammelte Dichtungen*. Berlin 1903, S. 6–8.

⁴ Vgl. das Nachwort von Cornelia Blasberg in: »Jüdisch, römisch, deutsch zugleich ...« *Karl Wolfskehl. Briefwechsel aus Italien 1933–1938*. Hamburg 1993, S. 421–442, hier S. 442. Bei Blasberg ist das Wort bereits in Anführungszeichen gesetzt.

Die Innensicht der Verehrung des Meisters stellt sich im Briefwechsel dramatischer dar. Wolfskehl schreibt in einem Brief zu Georges Geburtstag am 11. Juli 1902: »Ich weiß wirklich nicht was ohne Sie die [heutige] deutsche Welt bedeuten könnte: Sie haben zugleich das Thor geöffnet den Weg gezeigt und sind selbst bis zum Ziel gekommen. Sie haben den neuen Seelen – die seit 100 Jahren bald begeistert bald ängstlich im üblen Gehäuse frösteln den neuen Leib gegeben Sie haben uns gelehrt uns im Anderen zu lieben [...]« (S. 480). Es sind nicht nur kulturelle oder literarische Fragen, die Wolfskehl wichtig sind, sondern auch die ethischen und psychologischen Implikationen. Der »heilige weg« entsteht in der Verschmelzung mit dem anderen. Es wäre interessant, genauer zu überprüfen, ob Wolfskehl in kritischer Zeit George mit der Leibmetaphorik eine Alternative zur gleichgeschlechtlichen Verbindung anbieten wollte. Die vorliegenden Briefe reichen für diese Schlussfolgerung leider nicht aus. Gleichwohl entwirft sich der Gratulant von seinem Gegenüber aus. Das Du erschafft eine neue Ganzheit. Der Leib ist die Einheit, in dem auch der Körper sich weiß, Materielles und Seelisches verbinden sich.

Es ist dies zugleich der Höhepunkt der Freundschaft beider. So nah werden sie einander nie wieder kommen. Den zehn Jahren des Aufbaus der Freundschaft werden 20 Jahre der Entfernung folgen. George ist ein anerkannter Autor, sein Kreis größer, die zu pflegenden Kontakte umfangreicher, so bleibt für Wolfskehl nur eine eng bemessene Zeit, jedenfalls zunehmend weniger, als Wolfskehl es sich wünscht. Die Beschreibung des Wegs dahin darf man dennoch auch als Selbststilisierung auffassen, denn die Zuschreibungen Wolfskehls und das Selbstverständnis Georges spiegeln sich auch ineinander, wie die Herausgeberinnen betonen. Fünf Jahre später kommt es aus dem gleichen Anlass am 11. Juli 1907 zum Treueschwur, mit dem Wolfskehl versucht, die schon spürbar gewordene Entfernung zwischen beiden zu überbrücken (S. 600). Von seiner Seite aus betrachtet handelt es sich um eine nachvollziehbare Entscheidung, denn er lebt von dem Mythos, den er in der Freundschaft gestiftet hat, wohingegen George das Kompliment und die Freundschaft annimmt, sich aber distinktionssicher nicht von der anderen Seite aus konzipieren möchte. Auf den Tag genau fünf Jahre später erneuert Wolfskehl den Schwur nun schon rituell: »jede meiner Thaten hat Sie zum Sinn« (S. 707). Noch in Georges Todesjahr schreibt er zum Geburtstag: »wie immer leb ich weil ich um die Flamme weiß« (S. 834).

Bereits in den ersten Briefen hat der damals 23-jährige Wolfskehl seine Verehrung ins Zentrum der Mitteilungen gerückt. Im ersten Schreiben bittet er um die Erlaubnis, die ersten beiden Gedichtbände abschreiben zu dürfen – ein rhetorisch geschickter Schachzug, mit dem er George zugleich die Wahlverwandtschaft beider Seelen nahe legen kann. Wolfskehls Formulierung von 1902, George habe die Menschen gelehrt, sich »im Anderen zu lieben«, hat schon Gültigkeit, bevor der Betroffene etwas davon weiß. Es ist hier die Schrift, die ihre Wirkung vor dem Menschen entfaltet und für epiphane Erlebnisse sorgt.⁵ *Hymnen* und *Pilgerfahrten* müssen eine ungeheure Wirkung auf Wolfskehl ausgeübt und ihm eine Nähe suggeriert haben, die im Leben nicht zu halten war.

George nimmt sich dieser Freundschaft an, lässt Wolfskehl in den engsten Mitarbeiterkreis eintreten und findet in ihm einen intelligenten und belesenen Verbündeten für sein Projekt, die Literatur zu erneuern. Als Gleichberechtigter, das erkennt man bereits in den ersten Briefen, wird Wolfskehl in der Freundschaft nicht bestehen. Er bietet zuerst Carl August Klein die Mitarbeit an den *Blättern für die Kunst* an, wird zunehmend in die Abläufe eingebunden, steigt zum »Mitbruder« auf und wirbt in der Öffentlichkeit für Georges Lyrik. Der anfangs unsichere und zu depressiven Verstimmungen neigende Wolfskehl wächst im Schatten des Erfolges Georges und der *Blätter*. Er baut einen eigenen Freundeskreis auf und wird zu einem festen Bezugspunkt im literarischen Leben Münchens. Nun kann er Bekanntschaften nach Innen vermitteln.

Wolfskehl unterhält einen »Grenzverkehr« zu dem von George verehrten Richard Dehmel und rechtfertigt dies damit, dass die »dii minorum« das dürften (S. 117). Die Formulierung ist deshalb so aufschlussreich, weil innerhalb von drei Jahren der Distribuent und Marketingmitarbeiter eben doch auch in den Götterhimmel aufgestiegen ist. Wolfskehl bannt damit die Angst davor, »bürgerlich« zu werden, wie es sich sein Vater zunächst gewünscht hat. Weil es ein Akt der Befreiung ist, versteht er seine Rolle mitunter anders als George. Auf die Schelte Georges über den Kontakt mit Dehmel reagiert Wolfskehl mit einer Verteidigung seines Selbstverständnisses: George möge »im Tempel verweilen« und seine Jünger von »draußen schwärmend Kunde

⁵ Vgl. Thomas Karlauf: *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma*. München 2007, S. 168.

bringen« lassen (S. 121). Wenn George nun als »Meister« (S. 123) oder als »Priester-König« (S. 134) angesprochen wird, so enthält die Anrede immer auch Freiheitsgrade für den Jünger Wolfskehl. Für ihn bleibt das Verhältnis aber nicht zuletzt deshalb zentral, weil George ihm den Sinn des Lebens stiftet, George wirkt wie ein Antidepressivum (vgl. S. 147), er wird letztinstanzlicher Lebensratgeber.

Neben der erschütternd zu nennenden Zuneigung Wolfskehls geben die Briefe vor allem Auskunft über die Prinzipien der Kreisbildung, des Ein- und Ausschlusses und der täglichen Kärnerarbeit bei der Durchsetzung von Georges Lyrik aus den ersten zehn Jahren der Freundschaft. Bis 1919 besuchte George die Familie Wolfskehl regelmäßig in München. In den Zeiten der Abwesenheit informiert Wolfskehl über Kollegen, er sondiert das literarische Feld nach Verbündeten oder Gegnern und beobachtet Konkurrenzprojekte auf dem Zeitschriftenmarkt, wie die von ihm heftig angefeindete *Insel*, und berichtet ausführlich Neuigkeiten über andere Autoren wie Hugo von Hofmannsthal, den er – George zum Trost – zum »Zwischenständler« und Modepoeten degradiert. Wolfskehl leistet auch einen erheblichen Beitrag zur Erstellung einer Ahnenreihe durch seine Mitherausgabe der Auswahlbände der *Deutschen Dichtung* (vgl. z. B. S. 381). Wenn er im Brief vom 9. Juni 1899 an seinen Meister schreibt: »Der Weg Georges ist nun gebahnt! Und sein Schritt unaufhaltsam«, dann versteht er dies auch als seinen Erfolg (S. 277). Aber George bleibt ihm *der* Fixstern. Nicht zufällig zum Geburtstag verfasst, stellt er dessen Lyrik als die eines »Umschaffers« dar: »Sie wollen nichts wie Ihren Klangträumen die Heiligung verleihen die aus der Stimmung, dem ›Naturlaute‹ das Kunstwerk verklärt [...]. Dass Sie [...] uns selber lieben, wie der Schaffende das werdende Bild [...] so gewiss muss der Trieb zum Göttlichen von jedem erklimmten Ziele weitertreiben« (S. 236). Das Freundschaftsverhältnis ist auch hier eines von gestalten und gestaltet werden: Wolfskehl projiziert sich in der Freundschaft als ein Produkt Georges.

George wiederum bleibt im Briefwechsel zurückhaltender. Mehr als die Briefe sagen die öffentlichen Verlautbarungen in den Gedichten, auf die in der Forschung schon häufiger hingewiesen worden ist: »Dein leben ehrend muss ich es vermeiden«, schrieb George im *Jahr der Seele* 1897, und im Gedicht zu dem von Wolfskehl 1910 geprägten Begriff »Geheimes Deutschland« portraitiert er seinen Stichwortgeber als »Apostelgestalt«. George zeigt Wolfskehl sowohl die Nähe als auch die

Distanz deutlich an. Wo Wolfskehl zwischen den Zeilen darum bittet, geliebt zu werden, auch wenn er keine homosexuellen Tendenzen in sich spürt, scheint Stefan George beides überhören zu wollen.

Für George ergibt sich die Distanzierung fast zwangsläufig. Nach dem sog. Kosmikerstreit erlischt die Runde um Alfred Schuler, Ludwig Klages und Wolfskehl. Zwar bekennt sich George während des Streits darum, ob es eine jüdische Blutleuchte gebe, wie es Wolfskehl in Opposition zu den antisemitisch gesinnten Klages und Schuler angenommen hat, zu Wolfskehl. Kein Jahr später stirbt Maximilian Kronberger und mit ihm verliert das Münchner Umfeld von Wolfskehl erheblich an Attraktivität. Mit der Verehrung des toten Knaben als Gott Maximin richtet George seine Literatur neu aus, und die Verehrungskonzepte beider lassen sich nicht recht ineinander überführen.

Nach 1919 erfährt die Freundschaft eine Transformation. Wolfskehl verliert sein Vermögen und ist gehalten, den Unterhalt für sich und seine Familie zu verdienen. Er ist von 1922 bis 1925 als Hauslehrer bei der Baronin Münchhausen in Florenz tätig und wird ein beachteter Publizist und Übersetzer, aber George hat für solche Einlassungen in das Tagesgeschehen keinen Sinn. Im Briefwechsel kann man nachlesen, wie unerbittlich George in seiner Ablehnung der pragmatischen Entscheidung Wolfskehls bleibt. Auch der wiederholt flehentlich vorgebrachte Hinweis, es gehe ganz prosaisch um die Existenz, überzeugt George nicht: »Glauben Sie nicht«, schreibt dieser am 12. Oktober 1929, »dass ich kein rechtes verständnis hätte für ihre besondere lage. Doch hab ich alles gesagt: ich kann nicht wiederholen! Nur dies noch: wenn auch Ihr geblüt sich sträubt · Ihr verstand wird einsehen: es giebt grenzen ...«. (S. 817).

Einen Einblick in die Art und Weise, wie Wolfskehl die Äußerungen Georges auffasst, geben die bisher unpublizierten Briefe Wolfskehls an seine Frau Hanna. So heißt es in einem Brief vom 31. Mai 1926: »Gestern mit Stefan zusammen!! War in der Nähe! Wunderbar auch in Übereinstimmungen. Ist nun wirklich solenster Höhe! Fülle und Wärme. Frug sehr nach Dir! Versteht alles, auch mein Zeitungsschreiben. Denkt an alle. Sieht wohl aus. Ur-Leu und heiliger Statthalter. Pläne!«⁶

⁶ Privatbesitz. Vergleichbar heißt es in den Briefen vom 20. Mai 1926: »D.M. [Den Meister, Anm. W.F.] (Geheimnis!) hier gesehn, gesprochen. Seelenwärme, Mittelpunkt. Er versteht und würdigt m. Lage. Sogar die Artikel und alles! –«;

Auf die 1932 vorgebrachten Sorge um seine Situation als Jude in Deutschland reagiert George mit dem Hinweis, Wolfskehl würde die Lage wohl »zu düster sehen« (S. 831). An Dramaturgie kaum noch zu überbieten bleibt schließlich der letzte Abschnitt der Freundschaft, als sich beide 1933 in der Schweiz befinden. George, von einer Krankheit gezeichnet, gestattet Wolfskehl, der vor den Nazis geflohen ist, keinen Besuch bei ihm und nennt dies floskelhaft ein »verhängnis für das wir beide nichts können« (S. 838).

Eine Entdeckung im Band ist Hanna Wolfskehl. Sie gibt im Briefwechsel eine eigenständige Stimme ab, weil sie sich nicht an den eisernen Ehrenkodex hält, Wichtiges nur mündlich zu besprechen. Von ihr erfährt man mehr, beiläufig etwa, dass die kosmische Runde in München um Klages und Schuler gerne Opium für ihre Räusche verwendet hat und dass es nach dem großen Kosmikerstreit ohne Opium nun länger brauche, um zu einem Rausch zu kommen, dies dafür aber schöner und dauernder sei (S. 453). Nach 1903 übernimmt sie bis 1912 weitgehend den Briefwechsel mit George, so wie auf der anderen Seite Friedrich Gundolf oder ein anderer Jünger zunehmend häufiger die Anliegen des Meisters ausrichten. Wenn dann Hanna von den Kindern erzählt und deren Vorfreude auf den Besuch des »Onkel Meister«, gewinnt man daraus ein lebensnäheres Bild von dem Wichtigem, das dem mündlichen Gespräch vorenthalten geblieben ist, das aber immer die Grundlage für alle Stilisierungen abgab.

Die Briefe von Karl und Hanna Wolfskehl geben Einblick in ein überreiches literarisches Leben im Haus der Wolfskehls in München. Sie weisen auf die zahlreichen literarischen Salons hin und zeigen das intellektuelle Geselligkeitspotential an. Beiden bilden einen Fixpunkt im literarischen Leben. Kaum eine Persönlichkeit, die dort nicht zu Gast war. Es ist dies die zweite, von den Forschung wenig beachtete »Liebesgeschichte« im Leben der Wolfskehls gewesen – die Stadt München und deren geistiges Klima. Im Grunde hat Wolfskehl in dem Aufsatz *Das unsterbliche München* selbst die Atmosphäre präzise beschrieben, als deren Ende durch den Nationalsozialismus absehbar wurde: »Wie kommt es, [...] dass auch alle Bewegungen europäischen und insonderheit deutschen Geistes während der letzten

und im Brief vom 5. Dezember 1927: »Bei Stefan war ich mehrmals, sehr erregend, er ist ganz und gar lebendiger Staat. [...] Aber er ist bei aller pers. Wärme zu mir, doch nur noch Pflicht, Intensität und Gesetz. Mich sucht er zu begreifen – [...]« (beide Privatbesitz).

drei Menschenalter hier [in München, Anm. W. F.], wenn nicht ihre Entfaltung, so doch die Möglichkeit lebendiger Ausgestaltung fanden.« Dies weist, so heißt es weiter, »auf tiefere Zusammenhänge, auf ein Mitwirken von Kräften, von Kräften jener Art, deren symbolischer Ausdruck und Zusammenfassung von den Alten als ›genius loci‹, als besondere, der betreffenden Stätte entstammende, mit ihr innig verwachsene gotthafte Wesenheit – gewissermassen als deren gestaltete Idee – Dienst und Anbetung fand. Eine wundersame Beziehung waltet zwischen den Lebendigen und ihrem Mutterboden, bedingend und bedingt, eine Wechselwirkung, ein Zusammenklingen. Sie waltet nur, wo ungebrochenes, mit den Erdkräften verwurzeltes Dasein aus innerer Notwendigkeit natürliche Voraussetzungen, gegebene Umstände zu geschichtlichem Werden erwachsen lässt. Wo solches der Fall ist, entstehen in allen Abstufungen selbsteigner, selbstgenügsamer oder aber übergreifender, Fremdes einbeziehender, einschmelzender Verwirklichung bis zu den grössten Gestaltungsformen, den Kultureinheiten, alle menschlich echten Dinge.«⁷

Diesem Urteil über das geistige Klima in München stimmt auch Erich Mühsam in seinen Erinnerungen zu: »Dennoch ist Schwabing von etwas Besonderem ausgezeichnet, von einer andern Art Lebensgeist, als er sonst waltet, von einer eigenen seelischen Atmosphäre im Dunstkreis seiner Wohnstätten.«⁸

Wolfskehl beruft sich in der Beschreibung der Atmosphäre der Stadt auf ein antikes Konzept, das auch Ludwig Klages verwendete, den *genius loci*.⁹ Gemeint ist damit eine auratische Wahrnehmungform vor allem Begriff.¹⁰ Die Einheit von Sein und Zeichen wird nach einem unbekanntem, verborgenen Gesetz gestiftet.

Die Atmosphäre in der Stadt vor 1914 sei deshalb so ertragreich

⁷ Karl Wolfskehl: *Das unsterbliche München*. In: K. W.: *Gesammelte Werke*. 2. Band. Hg. v. Margot Ruben / Claus Victor Bock. Hamburg 1960, S. 341–347, hier S. 341f.

⁸ Erich Mühsam: *Unpolitische Erinnerungen*. Mit einem Nachwort v. Hubert van den Berg. Berlin 2003, S. 88f.

⁹ Vgl. Robert Josef Kozljanic: *Der Geist des Ortes. Kulturgeschichte und Phänomenologie des Genius Loci*. 2. Band: *Neuzeit – Gegenwart*. München 2004, S. 262–320.

¹⁰ Wolfskehl beruft sich auf Ludwig Klages, demzufolge man die »Ortsseele« der Stadt nicht umschreiben oder aussprechen könne. Ludwig Klages: *Einführung*. In: Alfred Schuler: *Fragmente und Vorträge aus dem Nachlaß*. Hg. v. Ludwig Klages. Leipzig 1940, S. 1–119, hier S. 18f.

und belebend gewesen, so Wolfskehl, weil die Bewohner offen für die Fremden waren, die in ihr Fuß fassten, und je mehr sie sich einlebten, umso deutlicher zeichnete sich der *genius loci* ab: »Ja, wir rühren hier an ein wirkliches Geheimnis, auf das behutsam gedeutet werden mag, das wir nicht weiter zu entschleiern trachten. Genug, es bestand, es waltete. Aus ihm erklärt sich das unendliche Heimatgefühl, das jeden hier überkam, alle herbeizog und beglückte. Auch mit dauerndem Dankgefühl erfüllte. Man wusste sich daheim und zu Gast, geborgen und verpflichtet, man war gesichert und stets auf dem Sprung. Und diese wundersamen Zusammenhänge sind heute gestört.«¹¹ München war schon Mitte der 1920er Jahre kein Ort auratischer Erfahrungen mehr, der Liebe zur Stadt folgte eine bittere Ernüchterung, bedingt durch die Bedrohung durch den Faschismus und den Antisemitismus. Endgültig verloren hat Wolfskehl seine Heimat, als er Deutschland 1933 verlassen musste und ins Exil ging. Er lebte zunächst in der Schweiz, dann in Italien und nach 1938 bis zu seinem Tod 1948 in Auckland, Neuseeland.

¹¹ Wolfskehl: *Das unsterbliche München*, S. 347.